

17. Die intersubjektive Natur der Scham – ein neuer theoretischer Kontext

Es gibt nichts Praktischeres als eine gute Theorie.

- Kurt Lewin

17.1. Das Gewicht der Geschichte

Für diejenigen, für die Psychoanalyse keine gelebte Realität ist, können psychoanalytische Konzepte abstrakt, bizarr oder abgehoben erscheinen. Für den psychoanalytisch oder tiefenpsychologisch arbeitenden Kliniker – und in bestimmtem Maße auch für die Patienten - sind diese Konzepte jedoch eine „gelebte Realität“.

„Jede psychoanalytische Formulierung ist ein Versuch, ein Stück menschlicher Erfahrung zu be- greifen oder zu porträtieren, ein Aspekt der Geistestätigkeit. Jede Formulierung bezieht sich auf reale Menschen, auf ihre Art, Erfahrungen zu organisieren, ihre Schwierigkeiten im Leben, ihr Kampf, ein persönliches Selbst in Beziehung zu anderen Menschen zu bewahren.“ (Mitchell 1995, S. XXII)

Im Gegensatz zu diesen durch psychoanalytische Konzepte ausgedrückten menschlichen Er- fahrungen, erscheint die Psychoanalyse als Doktrin zum Teil etwas antiquiert. Altmeyer (2003) hat die Entwicklung der Psychoanalyse als „eigentümliche Mischung aus überzeugtem Selbstbewusstsein, misstrauischer Wachsamkeit und elitärer Verbunkerung“ beschrieben (S. 205). Seit ihren Anfängen vor über hundert Jahren wurde der Psychoanalyse von ihren Geg- nern eine elitäre Tendenz zur Selbstüberhöhung und ein habituelles Misstrauen gegenüber den Erkenntnissen der Sozial- und Naturwissenschaften vorgeworfen. Die Psychoanalyse ist die einzige intellektuelle Disziplin, die außerhalb eines universitären Systems gewachsen ist. Dies ist nicht zuletzt Freuds ambivalentem Verhältnis zu den Universitäten zuzuschreiben. Ein weiteres faszinierendes Merkmal der Psychoanalyse ist die Zentralität und fortwährende Prä- senz ihres Gründers Sigmund Freud. In kaum einer anderen geistigen, empirischen oder klini- schen Disziplin haben die Ideen eines einzigen Menschen so lange das Geschehen bestimmt. Wallerstein (1988) kritisiert diese Tendenz in der Psychoanalyse, zu stark von dem Gewicht, das sie auf ihre Geschichte und die Loyalität ihrem Gründer gegenüber legt, beeinflusst zu sein. Die Psychoanalyse hat, anders als andere Wissenschaften, das berühmte Diktum White-

heads noch nicht umsetzen können, das besagt: „Eine Wissenschaft, die zögert, ihre Gründer zu vergessen, ist verloren.“

Einerseits stimmt es natürlich, dass die Psychoanalyse in beträchtlichem Ausmaß das Werk eines einzigen Mannes ist – Sigmund Freuds. Es stimmt auch, wenn man sagt, – wie dies Gill (1997) und Greenberg (1991) tun – dass jede psychoanalytische Schrift entweder eine Position der Übereinstimmung oder der Ablehnung in Bezug auf Freud einnehmen muss. Es war Freuds eigene Selbstanalyse, die ihn dazu bewegt hat, ein erstaunliches, neues System des psychologischen Denkens und des therapeutischen Prozesses zu kreieren. Alle Analytiker oder psychodynamisch arbeitenden Psychotherapeuten stehen auf eine Art in einer ständigen Dialektik mit Freud.

Auf der anderen Seite gibt es einen Mythos, der nach Stephen Mitchell (1995) der Psychoanalyse anhaftet, der darin besteht, die Psychoanalyse als ein Werk eben dieses einen Mannes anzusehen. Wo früher ein Fluss war, sind heute viele. Psychoanalyse ist heutzutage nicht mehr die Errungenschaft eines Individuums, wie sie dies vor hundert Jahren war. Freud, der sein Leben lang bemüht gewesen ist, seine Erfindung als kohärente Theorie zu erhalten, indem er andere theoretische Positionen aus der Psychoanalyse auszuschließen versuchte, hat die Psychoanalyse selbst immens weiterentwickelt. In dieser Weiterentwicklung sah auch Freud einen Beweis dafür, dass die Psychoanalyse eine empirische Disziplin ist und keine Theorie mit einer feststehenden und unangreifbaren Doktrin. Wegen seiner großen Revisionsfreude, mit der er seine eigenen Theorien immer wieder verändert hat, würde Freud selber sicherlich Pate für eine angemessene Weiterentwicklung und entsprechende Neukonzeptualisierung der Psychoanalyse stehen. Es gibt heutzutage so etwas wie eine „vergleichende Psychoanalyse“ (Mitchell 1995), die versucht, die in der Vergangenheit vorherrschende mangelnde Dialogfähigkeit durch einen interdisziplinären Austausch voranzutreiben. Wallerstein (1988) sieht das, die unterschiedlichen theoretischen Strömungen Vereinende, in der gemeinsamen Konzentration auf die klinische Interaktion in den Behandlungszimmern.

In der Psychoanalyse und psychoanalytischen Entwicklungspsychologie stand das Thema der *Intersubjektivität* lange nicht besonders hoch im Kurs. Es wurde erst hoffähig, als sich unter dem Einfluss der Selbstpsychologie Kohuts ab den 80er Jahren die Richtung der „intersubjektiven Psychoanalyse“ um Stolorow et al. (1987) und die „relationale Psychoanalyse“ um Greenberg und Mitchell (1983) auf der Grundlage der relationalen Ansätze der britischen Objektbeziehungstheorie entwickelte. Für diese beiden modernen psychoanalytischen Richtungen sind v.a. Winnicott, die moderne Säuglingsforschung von Stern (1992) und die intersubjektive Philosophie Hegels (1807) wichtig. Autoren wie Benjamin (1990, 1999), Honneth

(1992), Altmeyer (2000, 2003, 2004) und Ogden (1994) berufen sich auf diese theoretischen Grundbausteine und befassen sich mit den Implikationen einer intersubjektiven Sicht der menschlichen Natur für eine Neukonzeptualisierung der psychoanalytischen Prozesse und Therapiewirkfaktoren. Man kann somit mit Natterson (1991) sagen, dass „das Konzept der Intersubjektivität zu einer entscheidenden Komponente des psychodynamischen Denkens“ (S. 113) geworden ist. Viele Konzepte der klassischen Analyse müssen unter dieser intersubjektiven Perspektive neu konzipiert werden. In der vorliegenden Arbeit stehen eine Neukonzeptualisierung des Affektes der *Scham* und seine Implikationen für die psychodynamische Psychotherapie und Psychoanalyse im Zentrum des Interesses.

Eine zentrale These dieser Arbeit besagt, dass Psychotherapie als ein interaktives und intersubjektives Geschehen im Sinne der „Zwei-Personen-Psychologie“ (Balint 1968) aufgefasst werden kann und sollte. Der Patient sucht nicht in erster Linie Triebbefriedigung, sondern ein „neues Objekt“, das ihm ermöglicht, seine fixierten Entwicklungsprozess im Sinne einer emotional korrigierenden Erfahrung fortzusetzen. Dies bedeutet auch, dass die Formel Sigmund Freuds vom primären Trieb und sekundärem (Trieb-)Objekt ihre einstige Sprengkraft verloren hat. Das Intersubjektivitätsparadigma ist dabei, das Triebparadigma abzulösen. Dieses neue Paradigma verschiebt den Fokus der Betrachtung von isolierten seelischen Apparaten (Mona-den) und der konflikthafter Dynamik der inneren Strukturen und Kräfte, auf das Feld, in dem das Selbst mit seiner Umwelt interagiert und intrapsychische Prozesse mit intersubjektiven verkoppelt sind. Diese „intersubjektive Wende“ oder „relational turn“ ist in gewisser Hinsicht eine Wiederentdeckung von Konzepten, die z.B. auf den Analytiker Donald Winnicott zurückgehen. Hoffman (1991) spricht unter Verwendung eines Begriffs des Wissenschaftshistorikers Kuhn (1962) sogar von einem „Paradigmenwechsel“ und betont ausdrücklich, dass damit nicht nur der Wechsel von der Trieb- zur Beziehungstheorie gemeint ist, sondern auch der viel grundlegendere Fortschritt vom positivistischen zum konstruktivistischen Modell.

Dieser Paradigmenwechsel beinhaltet ein „Denken-in-Beziehungen“ und richtet sich gegen ein Organismus-Modell, das postuliert, die Seele sei im Körper und suche notgedrungen Kontakt zur Umwelt. Intersubjektive Vorreiter wie z.B. der Analytiker Altmeyer (2004) postulieren für die normale seelische Entwicklung, ebenso wie ihre Abweichungen: Das Subjekt bildet sich nicht autonom, sondern entfaltet von Geburt an (und in elementarer Form bereits intrauterin) im Rahmen von störbaren Objektbeziehungen das eigene Potential in komplexen Interaktionen mit seiner physischen und sozialen Umwelt.

Der Analytiker Stephen Mitchell (1993, 2003, 2005) gehört ebenfalls zu denjenigen, die das Ignorieren des Kontextes für nicht länger vertretbar halten. Der Individualismus der Psycho-

analyse, die allein dem Patienten zuschreibt, was aus der Interaktion stammt, wird als unrealistische und deshalb als eine zu überwindende Annahme aufgefasst. Damit verlagert sich auch der Ort des Unbewussten – demjenigen Aspekt der Psyche, dem vorrangig das psychoanalytische Interesse gilt. Diesen neueren Theorien folgend ist es weder *in* der Kindheit, noch *hinter* der Sprache, es ist auch nicht im archaischen Erbe, auch nicht in den tieferen Windungen des Gehirns, sondern in der Interaktion präsent. Daher zeigt es sich auch häufig in einer nonverbalen Weise in „Enactments“ oder „Now Moments“. Weil sich die psychoanalytische Konzeption des Unbewussten und die Rolle der Interaktion aber so drastisch verändert haben, stellen sich zwangsläufig auch andere Herausforderungen an den Psychotherapeuten oder Analytiker. Dieser muss in viel stärkerem Maße präsent und lebendig sein und seine Patienten sogar dazu ermutigen, ihn hinsichtlich seiner Lebendigkeit zu testen. Winnicott (1974) formuliert in diesem Sinne für sich zwei Ziele zu Beginn einer jeden Therapie: Er will sich gut benehmen und lebendig bleiben.

Dies bedeutet meines Erachtens, dass es für Patienten, die unter quälenden Schamaffekten leiden, besonders darauf ankommt, dass der Therapeut als Person auf natürliche Weise anwesend ist und seine Subjektivität selektiv mit in den therapeutischen Prozess einbringt. Den von Stern et al. (2002) beschriebenen „now moments“, die zu „Momenten der Begegnung“ führen können, kommt bei der Bearbeitung der Schamthematik eine wichtige Funktion zu. Der Therapeut sollte sich dabei als Teil eines Beziehungsprozesses sehen und nicht nur als Beobachter eines innerseelischen Geschehens des Anderen. Wenn sich der Therapeut in solchen intensiven Schammomenten, diesen „now moments“, hinter einer Haltung der Anonymität und Neutralität versteckt, wird der Patient unter Umständen in einer destruktiven Weise erneut traumatisiert. Wenn Psychoanalytiker oder psychodynamisch arbeitende Therapeuten ihren Patienten ermöglichen zu entdecken, dass sie ein lebendiges seelisches Leben haben, dann können sie, so formulierte Winnicott (1974), weiter noch am Leben sein, auch wenn sie das Gefühl haben zu sterben.

Die vorhandenen psychoanalytischen Theorien der Scham konzipieren diesen Affekt entweder aus triebpsychologischer Perspektive (Piers u. Singer 1953, Wurmser 1990) oder aus selbstpsychologischer Perspektive. Es werden demnach entweder die intrapsychischen Konflikte in den Vordergrund gestellt (Freud 1905), das Selbst-Objekt-Versagen (Spero 1983), die Diskrepanz zwischen Ich-Ideal bzw. Selbst-Ideal und Ich (Morrison 1989) oder die Objektivierung (Broucek 1991), die den Schmerz der Scham ausmachen. Scham als „subjektives“ Gefühl, das stark mit dem Selbstgefühl verbunden ist, wird so zum theoretischen Zentrum. Die große Bedeutung von Scham als Affekt, ihr starker Bezug zum Selbst und zum anderen,

trägt meiner Meinung nach auch dazu bei, dass ein großer Teil der derzeitige psychoanalytischen Literatur über Scham aus dem selbstpsychologischen Lager kommt, die der In-teraktion größeren Wert beimisst als die klassische psychoanalytische Triebvorstellung, die eher von einer Monade ausgeht. Kein Gefühl ist dem Selbst und der eigenen Identität näher als Scham. Der Analytiker Wurmser (1990) ist einer der wenigen, der Scham in seiner Psychodynamik mit rein triebpsychologischen Erklärungen einzubinden versucht. Aus Sicht der Objektbeziehungstheorie ist wenig zum Thema Scham – und seiner Rolle bei der Beziehungsgestaltung – geschrieben worden. Wie Seidler (1995) deutlich macht, hat auch die Objektbeziehungstheorie keine eigentliche *Beziehungslehre* vorgelegt, die wirklich diesen Namen verdient und die Subjekt und Objekt nicht als Monaden, die so oder anders in Beziehung zueinander treten, versteht, sondern die ohne einander gar nicht gedacht werden könnten. Die Dimension des „interaktionellen Unbewussten“ wird auch dort weder theoretisch noch begrifflich erfasst.

Aus einer klassisch-psychoanalytischen Perspektive wird die Scham primär von ihrer *intra*-subjektiven Seite her, nämlich dem „intrapyschischen“ Aspekt der Scham (die Diskrepanz zwischen Ich-Ideal und Ich) betrachtet. Die *intersubjektive* Seite wird dagegen vernachlässigt oder ihr wird höchstensfalls eine sekundäre Bedeutung beigemessen. Wie ich aufzuzeigen versucht habe, steht aber diese intersubjektive Thematik – nicht nur für die Konzeptualisierung des Schamaffektes, sondern für die gesamte Theorie der Psychoanalyse - an erster Stelle. Scham ist nicht nur ein „subjektives“ Gefühl, sondern besitzt auch wie kaum ein anderer Affekt eine „intersubjektive“ Dimension.

Alle drei psychoanalytischen Denkrichtungen – die triebtheoretische, objektbeziehungstheoretische und selbstpsychologische – basieren jedoch auf einer monadischen Sicht der Psyche, auch wenn Broucek (1991) als Selbstpsychologe die intersubjektive Dimension am stärksten in seine theoretischen Ausführungen mit einbezieht. Die Bedeutung der Scham – so kann man festhalten – hängt von der jeweiligen theoretischen Struktur ab, in die sie eingebettet ist – sei es das klassische psychoanalytische Modell, das Selbstpsychologie-, oder das Intersubjektivitätsmodell. In dieser Arbeit ist es mein Anliegen, Scham noch stärker als dies bisher getan wurde aus der Perspektive der relationalen und intersubjektiven Psychoanalyse zu verstehen.

17.2. Unterschiedliche „Schichten“ der Scham

Im theoretischen Rahmen einer strukturbezogenen Psychotherapie schlage ich deshalb vor, unterschiedliche „Schichten“ der Scham voneinander zu differenzieren und entsprechend zu

berücksichtigen. Mit dem Begriff der „Scham“ können unterschiedliche psychische Sachverhalte bezeichnet werden, die hier kurz zusammengefasst werden sollen.

Eine quasi „reifere“, neurotische Form der Scham lässt sich im Rahmen einer psychoanalytischen Strukturtheorie als „reife Ich-Ideal-Scham“ (Spero 1983, S. 277) oder „Zerknirschung“ (Schüttauf 2003, S. 93) verstehen. Eine vergleichsweise leichte, neurotische Scham empfindet ein Individuum, wenn bestimmte Züge seines Selbstbildes nicht mit seinem Ich-Ideal in Einklang stehen. In solchen Situationen wird dem Individuum der Unterschied zwischen der Person klar, die es zu sein glaubt, und der Person, die es ist, die nämlich bloßgestellt wird.

Von dieser „reiferen“ Scham müssen Formen der Scham differenziert werden, die in der Literatur als „Urscham“ (Wurmser 1990), „elementare Scham“ (Spero 1983) oder „existentielle Scham“ (Ayers 2003) bezeichnet werden. Die Gefühlsintensität dieser Form von „früher“ Scham ist besonders stark und überflutend. Das Subjekt scheint in diesen Schammomenten die Gewissheit der Kontinuität seines Selbst verloren zu haben. Damit geht subjektiv eine Form von Verlassenheitsangst einher. Der gemeinsame Nenner aller Formen der Scham ist die Angst, ausgeschlossen zu werden.

Entwicklungspsychologisch betrachtet entsteht frühe Scham oder „Proto-Scham“ dann, wenn sich das Kind voller Lust und Vertrauen zeigt und wie selbstverständlich davon ausgeht, offenen Armen und einem anerkennenden Blick zu begegnen. Wenn dieses grundlegende Anerkennungs- oder Resonanzbedürfnis durch den „abweisenden“, „toten“, „verdinglichenden“, „versteinernen“, „entmenschlichenden“ Blick der frühen Bezugsperson (in der Regel die Mutter) oft und früh frustriert worden ist, kann sich eine „traumatische Schamsensibilität“ entwickeln. Diese gipfelt in einer „Daseinsscham“, einer Scham, die im Kern auf die Überzeugung oder den Glaubenssatz zurückgeht, dass „etwas mit mir nicht stimmt“. Diese Daseinsscham ist das Gefühl, ohne jeglichen Wert und ohne Daseinsberechtigung zu sein. Dieses tief sitzende Gefühl der Selbstverneinung muss aus Selbstschutzgründen tief verdrängt werden. Ob in dieser frühen Entwicklung eher anerkennende und entwicklungsfördernde oder eher beschämende Aspekte im Vordergrund standen, ist für das spätere Zugehen und die Resonanz einer Person auf andere entscheidend.

Die entwicklungsgeschichtlich und strukturbezogen sehr frühe Schamform, in der noch keine klare Demarkation zwischen Selbst- und Objektgrenzen besteht, wird subjektiv mit der Bedrohung einer existentiellen Verstoßung in Zusammenhang gebracht. Damit ist diese Art von Scham ein Affekt, der in unvollständig differenzierten Selbst-Objekt-Grenzen wurzelt und der dann auftritt, wenn die primäre Form der Objektbeziehungen Introjektion, statt Identifikation als Mittel zur Verinnerlichung ist. Scham als „Schnittstellenaffekt“ zu umschreiben bedeutet,

dass die Etablierung der Selbstgrenzen (d.h. auf welcher Stufe die Struktur des Selbst ist) elementar wichtig ist. Die Gefühlsintensität dieser Form von Scham in der psychotherapeutischen Situation lässt sich nicht alleine aus aktuellen Situationen, sondern nur im Rückgriff auf infantile Wurzeln erklären. Bei den frühen Formen der Scham, wie der „Daseinsscham“ oder „Urscham“, ist das Ich-Ideal als strukturelle Instanz jedoch nicht ausreichend, um ihre Wucht und existentielle Qualität zu erklären.

17.3. Klinische Anwendung von relationalen und intersubjektiven Schamkonzeptionen

Die relationale und intersubjektive Psychoanalyse integriert, wie gesagt, wichtige Gedanken der vorhandenen Richtungen, besonders der Objektbeziehungstheorie, und v.a. Winnicotts, dem Wegbereiter einer neuen intersubjektiven Betrachtungsweise der Psyche. Winnicott (1971) eröffnet und betont ein „Zwischen“ als dritten Bereich zwischen „Innen“ und „Außen“. Der Scham kommt m.E. deshalb eine so bedeutsame Rolle zu, weil dieser Affekt wie kaum ein anderer den intersubjektiven Kontext im Sinne einer „Interaffektivität“ (Stern 1992), einer Affektivität „Zwischen“ zwei Individuen, betrifft.

Winnicott (1971) hat dem *Spiel* eine große Bedeutung für die Psychoanalyse zugeschrieben. Die Therapie sei „eine hochdifferenzierte Art des Spielens im Dienste der Kommunikation des Patienten mit sich selbst und anderen“ (S. 52). In seiner kindertherapeutischen Praxis hat Winnicott das „Schnörkelspiel“ („Squiggle-game“) zum Einsatz gebracht. Bei diesem Spiel werden in einem spielerischen Austausch die Phantasien der beiden Beteiligten so miteinander in Beziehung gesetzt, dass ein gemeinsamer Raum entsteht, der ständig auf kreative Weise weitergebildet wird. Jeder Schnörkel, den einer der beiden Interaktionspartner macht, antwortet auf einen früheren und provoziert den Anderen zur Ausgestaltung dieses Schnörkels und zum Entwurf eines neuen. So kommt – in einem übertragenen Sinne – das zustande, was Gadamer (1960) in seiner Philosophie einen „interpersonellen hermeneutischen Zirkel“ nennt. Mit dem Begriff des Spiels und der ihm zugehörigen Vorstellung des „potentiellen Raumes“ hat Winnicott ein Konzept entworfen, mit dem sich die Interpersonalität des psychoanalytischen Prozesses anschaulich darstellen lässt. Psychotherapie lässt sich – in Analogie zum Schnörkelspiel Winnicotts – als eine Art „Spiel“ beschreiben, in dem sich zwei Subjekte treffen und dadurch etwas „Drittes“ entsteht, das Ogden (1994) den „intersubjektiven analytischen Dritten“ nennt. Im Schnörkelspiel ist dieses „Dritte“ das Bild, das beide gemeinsam erstellt haben und bei dem unmöglich festzustellen ist, „was von wem“ kommt.

Dieser Spielbegriff Winnicotts wurde von der orthodoxen Psychoanalyse lange Zeit nicht zur Konzeption der Psychoanalyse herangezogen – sicher auch deswegen, weil das Spiel als interaktionelles Phänomen interaktioneller und intersubjektiver Konzepte bedarf. Diese Konzepte der Intersubjektivität werden in ihren Grundzügen zwar von Winnicott und anderen angedeutet, sie sind aber erst in jüngster Zeit so weiterentwickelt worden, dass sie eine Alternative zum klassischen analytischen Grundgebäude darstellen.

Die Miteinbeziehung der Scham als Affekt, dem bei einer ganzen Reihe von psychischen Störungen eine grundlegende Bedeutung zukommt, bedeutet nach vorliegender Ansicht, dass der Handhabung der Übertragung, der Gegenübertragung und der Subjektivität des Therapeuten ein viel größerer Stellenwert zukommt. Jeder Patient möchte vom Therapeuten gefunden und erkannt werden, jeder hat aber auch das Bedürfnis und das Recht, in seiner *Selbstverborgenheit* verbleiben zu dürfen: „Es handelt sich um ein hochdifferenziertes Such- und Versteckspiel, in dem es ein Vergnügen ist, verborgen zu bleiben, jedoch ein Desaster, nicht gefunden zu werden“, schrieb Winnicott (1974, S. 186). Ähnlich hat Masud Khan (2003) diese Relevanz der Scham in der therapeutischen Situation implizit angedeutet:

„Im klinischen Bereich können diese Patienten ihr Geheimnis nur dann mit uns teilen, wenn es uns gelingt, eine Atmosphäre der *wechselseitigen Gemeinsamkeit* zu schaffen. Dieses Teilen des Geheimnisses führt zu jener „Erfahrung des wechselseitigen Miteinanders.“ (S. 170)

Diese Auffassung der Therapie oder Analyse stellt die „Wechselseitigkeit“ (Aron 1996) in der analytischen Beziehung der „Asymmetrie“ der Rollenverteilung von Therapeut/Analytiker und Patient gegenüber. Ogden (1989) hat die analytische Situation als eine „Intimität in einem formellen Kontext“ beschrieben. Aus der Perspektive des Therapeuten bzw. Analytikers drückt Eigen (1998) die relationale, affekt- und interaktionszentrierte Sicht der modernen Psychoanalyse geradezu poetisch aus:

„Wir haben ständig einen Einfluss aufeinander, schicken emotionale Wogen durch unser Sein. Eine unserer Aufgaben ist es, dabei behilflich zu sein, diesen Prozess der gegenseitigen Einflussnahme so zu unterstützen, dass wir fähig werden, das zu leben, was wir zusammen schaffen. Zu einem gewissen Maße muss ein Psychoanalytiker ein ‘Kenner des Einflusses’ (*‘connoisseur of impacts’*) sein.“ (S. 17, Übersetzung J.T.)

Therapeutisch impliziert eine solche Sicht auch, dass Emotionen nicht als Teil des mentalen Prozesses von isolierten Subjekten angesehen werden, Emotionen finden vielmehr in eben diesem „Übergangsbereich“ statt. Dem Schamaffekt kommt meines Erachtens bei dem intersubjektiven Beziehungsgeschehen in der Therapie eine besondere Bedeutung zu, da es sich dabei, wie Seidler (1995, S. 4) gezeigt hat, um einen „Schnittstellenaffekt“ handelt. Scham ist

also ein Interaktionsgefühl par excellence, ein Gefühl, das aus der Wechselwirkung zwischen Menschen entsteht und sich in ihr konstituiert. Die Scham steht als Affekt an der Grenze von Innen und Außen, Selbst und Anderen. Gerade der wichtige Aspekt der Scham, der der *Beziehungsregulierung* dient, wurde meines Erachtens in den triebtheoretischen, selbstpsychologischen und objektbeziehungstheoretischen Schamtheorien vernachlässigt.

Scham findet in der psychotherapeutischen oder analytischen Situation an der „intimen Grenze“ (Ehrenberg 1992) zwischen beiden Beteiligten statt. Durch das Nichterkennen dieser interaktiven Schamdynamik kann es zu unbewussten Kollusionen zwischen Patient und Therapeut kommen. Die analytische und psychodynamische Arbeit im „Übergangsraum“ (Winnicott 1971), an der „intimen Grenze“ (Ehrenberg 1992), im Raum der „Begegnung“ (Daser 2005), im Bereich des „Zwischen“ (Altmeyer 2003) gibt auch dem Schamaffekt einen potenziellen Raum, da dieser ein *intersubjektiver Affekt* ist, angesiedelt zwischen dem Selbst und dem Anderen und charakterisiert durch sein „ansteckendes“ Wesen. Die Scham entspringt dem Gesehen-Werden, der abwertende Blick der oder des Anderen ist die entscheidende Komponente dabei. Scham ist damit aber ein interaktionelles, intersubjektives Gefühl, es bleibt an die Beziehung zwischen (zwei) Menschen geknüpft und lässt sich ohne die – wenigstens phantasierte – Anwesenheit des Anderen nicht vorstellen. Wo Scham anzutreffen ist, gibt es immer einen Beschämenden (real anwesend oder verinnerlicht). Das sich-vor-sich-selbst-Schämen kann man aus dieser Perspektive als eine Nachbildung des sich-vor-anderen-Schämens begreifen. Die selbstpsychologische Sicht von Morrison (1989), die Scham in gewisser Hinsicht als eine größtenteils intrapsychische, innere Erfahrung ansieht, kann im Rahmen der vorliegenden Argumentation nicht geteilt werden. Entscheidend für die Scham ist nicht ein Spannungszustand zwischen Ich und Ich-Ideal. Die beziehungsregulierende und ansteckende Natur der Scham wird in dieser Konzeption, wie sie von Piers und Singer (1952) und Morrison (1989) vertreten wird, nicht ausreichend berücksichtigt.

Da Scham vorliegender Argumentation folgend als eine Erfahrung im intersubjektiven Kontext zu konzipieren ist, stellt die vorliegende Definition der Scham nicht einen intrapsychischen Konflikt, sondern das Erleben von fehlender Anerkennung, die Erfahrung von Zurückweisung, Missachtung und im schlimmsten Falle die Gefühle des Verworfenenseins und Ausgestoßenwerdens in den Mittelpunkt. Das Bedürfnis nach intersubjektiver Anerkennung wird im Schamaffekt grundlegend frustriert und bezieht sich auf das gesamte Individuum. Ich schlage vor, Scham als einen Affekt aufzufassen, der sich im „Übergangsraum“, im „Zwischen“ ereignet. Scham als „Schnittstellen-Affekt“ ist meines Erachtens ein Affekt, der nicht nur intrapsychisch, sondern in hohem Maße *im intersubjektiven Zwischenbereich zweier Subjekte*

wirksam ist. Der Raum, der mich vorher durch den Wunsch nach Anerkennung mit den anderen verbunden hat, bricht im Schamerleben momentan zusammen. Scham ist aus vorliegender intersubjektiver Sicht als ein Gefühl zu verstehen, das durch den Bruch in der Beziehung, nämlich der Anerkennungs-Beziehung zum anderen, gekennzeichnet ist. Silvan Tomkins (1963) hat diesen Bruch mit dem Gesichtssinn in Verbindung gebracht und geradezu poetisch beschrieben:

„Wenn ich mir wünsche, dich zu berühren, aber du nicht berührt werden willst, kann ich mich beschämt fühlen. Wenn ich mir wünsche, dich anzuschauen, aber du nicht willst, daß ich dies tue, kann ich mich beschämt fühlen. Wenn ich mir wünsche, dass du mich anschaust, aber du dies nicht willst, kann ich mich beschämt fühlen. Wenn ich dich anschaue und mir zur gleichen Zeit wünsche, dass du mich anschaust, kann ich mich beschämt fühlen. Wenn ich mir wünsche, dir nahe zu sein, aber du dich von mir entfernst, fühle ich mich beschämt.“ (Tomkins 1963, S. 192, Übersetzung J.T.)

Durch das wieder aufkommende Interesse an Gegenübertragungsphänomenen und Enactments im derzeitigen psychoanalytischen Denken ist die Möglichkeit greifbarer geworden, dass auch Psychotherapeuten und Analytiker – nicht nur ihre Patienten – ihre eigene Scham in der Behandlungssituation stärker mit einbeziehen können. Wie Buchholz (2001) zu recht bemerkt, schließt die Sicht, sich als personalen Teil des Prozesses zu sehen, die defensive Verwendung mancher Konzepte der klassischen Analyse aus. Es ist zwar wichtig, einen theoretischen Bezugsrahmen im Hintergrund zu haben, um bestimmte Phänomene in der Therapie einordnen zu können, es kommt aber in viel grundlegenderem Maße darauf an, die Theorie mit der eigenen Intuition und Menschlichkeit zu verknüpfen. Georg Steiner (1999, zitiert in Buchholz 2001, S. 285) äußerte die Auffassung: „Die Theorie ist auf unserem Feld nicht mehr als eine Intuition, die die Geduld verloren hat“. In der konkreten Beziehungssituation geht es viel mehr darum, „die Bücher wegzuschmeißen“ und den Menschen, der vor uns sitzt, aufmerksam „zu lesen“ und uns mit ihm so in Beziehung zu setzen, dass eine wirkliche *Begegnung* stattfinden kann – in der Scham immer, im Hintergrund oder im Vordergrund, wirksam ist. Wie Buchholz (2001) so schön beschreibt, ist „die Theorie eben papieren; damit sie dem in der professionellen Praxis manchmal kräftig wehenden Wind standhalten kann, braucht sie immer das Gerüst einer Person“ (S. 278). Paula Heimann (1950) bemerkte einmal, es komme in der Psychotherapie auf die *Kunst* an, mit seinem Patienten natürlich zu sein. Diese *Natürlichkeit* beinhaltet meines Erachtens, solche intersubjektiv wirkenden Gefühle wie Scham bei sich selber, ebenso wie bei seinen Patienten, zu bemerken, zu verstehen und letztendlich als Möglichkeit aufzufassen, Identität in einer entwicklungsfördernden Weise zu verändern. Die

Entwicklungsrichtung hin zu dieser Form von Natürlichkeit beschreibt Buchholz (2001) für den Therapeuten oder Analytiker mit den Worten:

„Man darf sich das Werden eines Analytikers dann kreisförmig vorstellen: Er beginnt mit seinem ihm wie immer möglichen natürlichen Verstehen. Dann geht er durch die Säulenhallen der Ausbildung, lernt Theorie, macht Selbsterfahrung und Supervision. Aber am Ende ist er ein Nachfolger, wenn er seinen *eigenen* Weg geht; dann erlangt er *seine* Natürlichkeit wieder (nicht die eines anderen), verfeinert und bereichert.“ (S. 285)

Diesen kreisförmigen Weg zurück zu einer Art von Natürlichkeit wird im Zen in ähnlicher Weise Ausdruck gegeben, wenn es heißt:

„Bevor ich Zen dreißig Jahre lang studiert hatte, sah ich Berge als Berge und Flüsse als Flüsse an. Als ich zu einem tiefen Wissen gelangte, kam ich an den Punkt, wo ich sah, daß Berge keine Berge und Flüsse keine Flüsse sind. Jetzt aber, wo ich das Innerste des Zen begriffen habe, habe ich Ruhe. Einzig deshalb, weil ich Berge erneut als Berge und Flüsse als Flüsse sehe.“

- Ch'ing-yüan Hsing-ssu